

btb

Buch

Sein Vater ist gestorben, und der Erzähler versucht, dem Abschiednehmen zu entgehen: In einer langen Flucht will er sich Ende der 1980er Jahre den Bildern von Krieg und Nachkrieg entziehen, die ihn aus der Biographie des Vaters zunehmend obsessiv verfolgen. Nach Westen flieht der Sohn, immer weiter, möglichst weit weg vom Osten, von der Grenze, jenem Rand des Abgrunds. Die Flucht führt ihn nach Amerika, bis hin zum Mississippi, hinunter nach New Orleans, in die Karibik, bis er über Florida wieder einen Weg zurück nach Europa findet, wo mit der Öffnung des Eisernen Vorhangs die Epoche zu Ende geht, die das Leben des Vaters bestimmt hat.

»Abschied von den Kriegsteilnehmern« ist eine große Elegie auf die Nachkriegszeit, ein Roman über Väter und Söhne, über Bilder und Vorbilder. Der 1992 erschienene Roman gilt heute als Epoche machend: denn erstmals ging es nicht mehr nur um eine Abrechnung mit den Vätern - ein Sohn versucht vielmehr, seinem Vater gerecht zu werden, und geht an der daraus entstehenden Nähe fast zugrunde ...

Autor

Hanns-Josef Ortheil, 1951 in Köln geboren, gehört zu den bedeutendsten deutschen Autoren der Gegenwart, sein Werk ist mit vielen Preisen ausgezeichnet worden, zuletzt mit dem Brandenburger Literaturpreis und dem Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck. Er lehrt als Professor für Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus an der Universität Hildesheim. Zuletzt erschien im Luchterhand Literaturverlag der Roman »Die geheimen Stunden der Nacht«.

Hanns-Josef Ortheil bei btb

Faustinas Küsse. Roman (72476)

Im Licht der Lagune. Roman (72477)

Die Nacht des Don Juan. Roman (72478)

Lo und Lu. Roman eines Vaters (72798)

Die große Liebe. Roman (72799)

Hanns-Josef Ortheil

Abschied von den Kriegsteilnehmern

Roman

btb



Mixed Sources

Product group from well-managed
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für Taschenbücher aus dem btb Verlag liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2005

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © Hanns-Josef Ortheil

»Abschied von den Kriegsteilnehmern« erschien zuerst 1992

im Piper Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: photonica

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

MM · Herstellung: AW

Made in Germany

ISBN-10: 3-442-73409-6

ISBN-13: 978-3-442-73409-2

www.btb-verlag.de

FÜR JOSEF

*Überall suchten ihn meine Augen, aber
er kam mir nicht wieder. Und ich
haßte alle Dinge, weil sie ihn mir nicht
wiederbringen konnten, weil sie mir
nimmer sagen konnten: sieh, da
kommt er, wie früher wohl in den
Tagen seines Lebens, da er fort war
und wiederkommen sollte. Und mir
selber ward ich zum großen Rätsel . . .*

Augustinus, Confessiones

... Als ich aber aus der kleinen Leichenhalle des Dorfes ins Freie trat, schlugen mir die Sonnenstrahlen gerade ins Gesicht, und während ich geblendet weiterging und weiter versuchte, ruhig, langsam und sicher aufzutreten, aufzutreten auf dem noch feuchten Kies, in dem ich jeden einzelnen Stein zu erkennen glaubte, dachte ich immer nur, daß es nichts sei, dies hier, gar nichts, nichtiges Gehen, sonst nichts, und so ging ich mit diesem verschleppten Gang hinter dem auf dem kleinen Karren vor mir dahinschwankenden Eichensarg her, in dem die Leiche meines Vaters liegen mußte.

Ich konnte mich in diesen Momenten nicht an meinen Vater erinnern, ja, ich versuchte es nicht einmal, sondern ging, wie ich mir befahl, nur langsam und ruhig hinter dem Sarg her und versuchte, alle Erinnerung aus meinen Gedanken fortzuschaukeln, um nichts, rein gar nichts zu empfinden. Nein, dachte ich nur, in diesem Sarg liegt nicht die Leiche meines Vaters, nein, mein Vater ist irgendwo, jedenfalls nicht in diesem Sarg, wie sollte er denn auch in diesen Sarg gelangt sein, wer hätte ihn hineingelegt, und wenn überhaupt ..., dann hätte er ja zuvor gestorben sein müssen. Neinnein, dachte ich weiter, natürlich ist Vater nicht gestorben, noch nicht jetzt, irgendwann wird er sterben, aber noch lebt er ja, er lebt, vielleicht nicht ganz gesund, vielleicht mit seinen geringen Alters-

kräften, er lebt oben in dem kleinen Haus, das er sich auf der höchsten Erhebung der Gegend, gerade unter dem trigonometrischen Punkt erbaut hat, er lebt in diesem seinem eigenen Denkmal, in diesem Haus eines Vermessers, eines Geodaten, das nur ein Haus gerade unterhalb eines trigonometrischen Punktes sein konnte. Dort würde er in irgendeinem Sessel sitzen und lesen, so dachte ich, und der Eichensarg, der hier vor mir über den feuchten Kies geschoben wurde, war nur irgendein Sarg, jedenfalls keiner, in dem sich etwas befand, was auch mich anging, und erst recht nicht mein Vater.

Die Sonnenstrahlen blendeten mich so stark, daß ich dauernd auf den Boden schauen mußte, und auf dem Boden glitzerten plötzlich die Kieselsteine als feurige Spektren und tanzten mir ihre Farben vor, und ich stierte nur auf diesen unter mir dahinfließenden Teppich, den irgendwer nun auch seitwärts, da, wo meine Mutter vor sich hin stolperte, entlangzog, so daß ich sie am Arm nahm, meine Mutter, die aus unerfindlichen Gründen neben mir ging, weil sie dem schlimmen Wahn verfallen war, in dem vor uns dahinholpernden Eichensarg befindet sich die Leiche meines Vaters. Schon oft hatte meine Mutter mich mit solchen Irrtümern verstört, in den letzten Jahren hatte sie es geradezu darauf angelegt, mich immer wieder zu irritieren, indem sie mich an den entlegensten Orten angerufen hatte, um mir mitzuteilen, daß es meinem Vater nicht gut gehe, daß es ihm schlecht, schlechter, miserabel gehe, daß der Tod bevorstehe, daß der Tod angekündigt, aufgeschoben, verdrängt, abgespeist sei, und jedesmal hatte ich sie noch beruhigen können, manchmal freilich nur dadurch, daß ich in das Haus unterhalb des trigonometrischen Punktes gefahren war, in mein Elternhaus also, in dem ich zu den Zeiten meiner Aufenthalte das obere Stockwerk mit dem unendlichen Blick in die Landschaft bewohnte, einem geradezu überwältigenden Blick, in dem es kaum Einzelheiten, sondern nur den Rachen der Weite gab.

Dort hatte ich meist einige Tage zugebracht, treppauf, treppab, immer dem Mienenspiel meines Vaters auf der Spur, seinen Stimmungen ergeben, seinen Launen folgend, mit dem Blick nicht in die Weite, sondern in das immer schärfer, prägnanter und asiatischer werdende Gesicht meines Vaters, und ich hatte wie selbstverständlich damit gerechnet, daß sich das Befinden meines Vaters in meiner Gegenwart bessern würde. Und so war es immer wieder gekommen, natürlich, ich hatte allein durch mein Dasein meinem Vater immer wieder auf die Beine geholfen, aufgestanden war er wie ein frischer Mann, wie der Mann also, der mit mir monatelang allein unterwegs gewesen war, früher, in den Tagen, als ich »sein einziger Sohn« war.

Auch jetzt war ich noch immer »der einzige Sohn«, und daß mein Vater mich so nannte, hatte damit zu tun, daß er sich fünf Söhne gewünscht hatte, von diesen fünf jedoch nur noch ich am Leben war, so daß er mich den »einzigen Sohn« nannte, freilich hätte er mich auch den letzten Sohn nennen können, denn ich war von diesen fünf Söhnen der jüngste und letzte und trug die anderen vier, die längst gestorben waren, auf meinem Buckel. Ich trug sie auf meinem Buckel, obwohl ich keinen von ihnen je gekannt hatte, denn sie waren alle vor mir gestorben, mir vorausgestorben, und das war um so schlimmer, denn hätte ich sie noch lebend erlebt, so hätte ich mich an irgendeine Erinnerung klammern können, so war es aber mit diesem Halten und Klammern nichts, ich war das Phantombild meiner verstorbenen Brüder, und deshalb nannte mich mein Vater, um doch zumindest etwas Spott für diesen schwierigen Zustand zu finden, deshalb nannte mich mein Vater seinen »einzigen« oder auch seinen »letzten« Sohn.

Ja, dachte ich weiter, ich bin der »einzige« und auch der »letzte« Sohn, nach mir kam nichts mehr, und die, die mir vorauslebten, lebten mit ihren abgebrochenen Leben auf mich zu,

vielleicht lebten sie ja weiter in mir, tobten sich aus in meinem Leben, wer wußte das schon genau, oder sie ließen sich durch mich vertreten, hier und da tauchte ich als ihr Stellvertreter auf und meldete mich zur Stelle. Jedenfalls hatte mein Vater mich in manchen Augenblicken mit diesem oder jenem meiner verstorbenen Brüder verwechselt, er hatte mich mit falschem Namen gerufen, und meist hatte ich so getan, als hätte ich diesen falschen Ruf ganz überhört, denn er konnte ja niemand anderen meinen als mich mit seinem Rufen. Außerdem sprach mein Vater nur selten von meinen Brüdern, er tat, als habe er sie vergessen und als genüge es ihm nach all dem schwer ertragenen Leid über den Tod dieser Brüder vollends, wenigstens noch einen Sohn am Leben zu wissen, den »einzig« und »letzten«.

Ich aber hatte viel Zeit meines Lebens damit zugebracht, mich an meine Brüder zu erinnern und mich mit ihnen zu vergleichen, so daß ich sagen konnte, sie gingen mir fast täglich im Kopf herum, und auch wenn ich nicht ausdrücklich an sie dachte, erschienen sie mir nahe, manchmal wie gütige Helfer, dann aber als lästige Alleswischer, denen gegenüber mein Leben sich eigentlich erübrigte. Ja, manchmal dachte ich, daß sich mein Leben wirklich erübrigte, ich lebte doch nur als eine Art Zeichen des unbändigen Lebenswillens meiner Eltern, ich stand lächelnd, gesund und ohne Widerrede bereit, ich gab mir Mühe, sie mit meinen wechselnden Kunststücken zu erfreuen, aber in all diesen Bemühungen diente ich vor allem dem Andenken meiner Brüder, nicht mir selbst, folgte ich vor allem diesen Befehlen aus dem Jenseits, nicht aber meinen eigenen, wie ich ja auch, hätten meine Brüder es fertiggebracht, am Leben zu bleiben, nicht, niemals geboren worden wäre.

Nein, ich wäre niemals geboren worden, irgendein anderer wäre vielleicht noch zur Welt gekommen, nicht aber ich, den sechs Jahre vom Ende des letzten Krieges trennten, sechs lan-

ge Jahre, in denen meine Mutter sich von meinen toten Brüdern zu befreien versucht hatte, von ihren Umarmungen und frühen Lauten, sechs lange Jahre, in denen die Kraft meiner Mutter langsam erloschen war, so sehr, daß sie am Ende beinahe stumm geworden war, bis meine Geburt sie aus der lebensgefährlichen Stummheit herausgerissen hatte.

Auch während meiner ersten Jahre war sie immer wieder in diese Stummheit zurückgefallen, ich erinnerte mich gut an diese Anfälle des Stummseins, denn mit meinem Lallen und Sprechen hatte ich sie von diesem Stummsein zu befreien, was mir in vielen Momenten, aus denen ich mein ganzes Glück zog, auch gelungen war.

Jetzt aber hielt ich meine Mutter am Arm, und so gingen wir eng nebeneinander hinter dem Eichensarg her, und ich hielt sie so eng, weil ich befürchtete, irgendwann könnten die alten, nun überwunden geglaubten Anfälle wieder ausbrechen, Anfälle, vor denen wir uns fürchteten seit jeher. Ich ließ meine Gedanken jedoch weiter kreisen, unablässig versuchte ich, die Erinnerungen an meinen Vater nicht aufkommen zu lassen, denn ich wollte von diesen Erinnerungen nicht heimgesucht werden, weil ich wußte, was es bedeutete, in einem Sud von Erinnerungen zu leben. Meine Mutter hatte ihr Leben lang mit solchen Erinnerungen gelebt, und sie hätten sie fast umgebracht, ich aber, ich, ich war das lebende Beispiel dafür, daß es möglich war, trotz aller furchtbaren Erinnerungen weiterzuleben, man mußte diese Erinnerungen einfach beherrschen lernen oder sie umbilden in etwas ganz anderes. Darin aber, im Umbilden der alten Erinnerungen, in ihrer Beherrschung und Zähmung, glaubte ich ein großer Meister geworden zu sein.

Ein großer Meister, ein großer Meister, hänselte ich mich, während ich mit meiner Mutter am Arm auf den breiten Hauptweg einschwenkte, der uns in die Nähe des offenen Grabes bringen sollte, aber ich war mir längst nicht sicher, ob es

meine innere Stimme war oder ob es nicht vielmehr die Stimmen meiner Brüder waren, von denen man annehmen konnte, daß sie sich jetzt besonders vorwitzig meldeten, denn schließlich näherten wir uns ja geradewegs ihrem Grab, ja, wir näherten uns dem Grab, in dem meine vier Brüder beigesetzt worden waren und in dem jetzt mein Vater, nachdem er mehr als achtzig Jahre gelebt hatte, ebenfalls beigesetzt werden sollte.

So wurde der Raum um mich herum immer kleiner, und ich sah wahrhaftig nur noch einen schmalen Ausschnitt, durch einen winzig kleinen Spalt glaubte ich auf die Erde zu schauen, dort, wo die schlierigen Spektren hin und her tanzten, während ich deutlich spürte, daß meine Mutter immer langsamer und schwerer wurde, daß sie mir wie ein Gewicht am Arm hing und es immer anstrengender werden würde, sie vor das offene Grab zu bringen. Ich wußte auch nicht mehr, wohin ich meine Gedanken nun wenden sollte, nicht erinnern wollte ich mich, das war leicht gesagt, und so hänselte ich mich weiter als großen Meister, denn ich mußte nun um jeden Preis standhalten, um meine Mutter und mich vor das Grab zu führen.

Keine Empfindung aber hatte ich dafür, daß sich hinter uns her eine große Schar von Trauernden bewegte, wahrscheinlich hätte mich eine solche Empfindung abgelenkt oder mir etwas zum Nachdenken gegeben, doch ich spürte sie nicht hinter mir, die trauernde Schar, es war wie verhext, ich fühlte nur das Gewicht meiner Mutter an meinem Arm, richtig eingehängt hatte sie sich, schwer auf die Seite gegen meine eigene rechte Seite hatte es sie versetzt, und ich mußte aufrecht gehen, langsam, ruhig und festen Schrittes, wie man es von mir erwarten konnte.

Nicht auf mich kommt es jetzt an, dachte ich noch, nicht darauf, was Du denkst und empfindest, denk, was Du willst, Du gehst mit Deiner Mutter an dieses Dir seit Kindertagen bekannte Grab, und Du hast dafür zu sorgen, daß sie es über-

steht. Nicht einmal eine Träne, dachte ich weiter, darf sich der große Meister gestatten, nichts davon, der Meister wird stehen und in die Sonne schauen, die dort irgendwo am Horizont ihr Spiel mit Dir treibt.

Gerade da, mitten in diesen Gedanken, überfiel mich eine furchtbare Angst, denn ich wußte plötzlich, daß ich nicht in das offene Grab sehen wollte, ich hatte dieses Grab noch nie offen gesehen, dieses Grab sollte das geschlossene, in Jahrzehnten überwachsene, zu kompakter Erde gewordene Grab meiner Brüder bleiben, niemand sollte mich zwingen, in dieses Grab hineinzuschauen. Was stellt Ihr denn noch mit mir an, versuchte ich, mit meinen Brüder zu reden, aber wie meist bei solchen Gesprächen geriet ich in eine gefährliche Unruhe, und so lenkte ich mich sofort wieder ab, indem ich mich aufrichtete, um meiner Mutter zu erkennen zu geben, daß sie auf mich zählen konnte.

Es schien mir aber wahrhaftig wie ein Wunder, daß meine Mutter noch immer neben mir herging, im voraus hatte ich soviel Angst um diese Momente gehabt, und nun ging sie, zwar schwer und voller Trauer, aber doch still und gleichmäßig neben mir her. Und ich dachte daran, daß wir nun allein waren, nach und nach würde sich diese Familie in dem uns näher rückenden Grab verlieren, auch für meine Mutter würde es nicht mehr lange dauern, aber nein, soweit konnte ich nicht denken, und so räusperte ich mich laut und kehrte dadurch wieder an die Erdoberfläche zurück, wo wir jetzt vor dem offenen Grab haltmachten, um dem Begräbnis meines Vaters beizuwohnen.

Ich schaute aber nicht in das offene Grab hinein, nein, mein Blick suchte den Horizont, und plötzlich spürte ich den Wind, der aus den tiefer gelegenen Tälern manchmal zum Friedhof herauffand, eine leichte Brise, die sich rasch zwischen den hohen Zypressen verlieren würde. Kalt war es meist in dieser Gegend gewesen, es war eine Landschaft von hohen Plateaus,

steinig, rein sonnige Tage waren eine Seltenheit, sogar im Sommer. Doch in dieser Brise war trotz der frühen Jahreszeit schon etwas Wärme, ich spürte es genau, das Frühjahr war nicht mehr weit, und in diesem Frühjahr wollte ich immer wieder zurückkommen in mein Elternhaus, um den großen Garten umzugraben und den Wald ringsum zu durchwühlen.

Nun begannen auch schon die Gebete, und ich wollte mich heraushalten aus diesen Gebeten, ich konnte sie nicht mitbeten, wie es mir immer schwergefallen war, laut und in Gegenwart anderer Gebete zu sprechen. Amen, sagte ich nur, Amen, und es soll schnell vorbei sein, Amen, so macht dem doch ein Ende, denn dann brauche ich nicht in dieses Grab zu schauen. Dann aber sah ich doch, daß der Sarg von den Sargträgern leicht angehoben und mit Hilfe der starken Seile ins Grab gelassen wurde, langsam rutschte er immer tiefer, und es war schwer, sich dieser langsamen Bewegung zu widersetzen, denn sie zog einen geradezu mit hinab, so daß ich meine Mutter, die mich für Augenblicke losgelassen hatte, wieder am Arm nahm.

Meine Mutter mochte nun sehen, daß der Sarg zu Grabe gelassen wurde, und sie mochte daran denken, daß der Sarg meines Vaters zu den anderen vier Särgen hinabgelassen würde, ich aber wollte mich ablenken und um keinen Preis diesen Gedanken nachhängen, und so stierte ich jetzt nur noch in das offene Grab, während es um uns herum immer stiller und schließlich auch windstill geworden war. Der Sarg ist im Grab, dachte ich nur, und war darum auch schon zufrieden, als hätte es einer großen Leistung bedurft, oder als hätte irgendwer den Sarg im letzten Moment noch aufhalten können, und dann spürte ich, daß meine Mutter an meinem Arm rüttelte, daß mein Arm vom Gewicht meiner Mutter fortgerüttelt wurde, und so reckte ich mich wieder auf, um meiner Mutter ein Halt zu sein.

Ich hörte, daß die Gebete fortgesetzt wurden, aber einzelne Worte waren nicht zu verstehen, denn die Worte waren nur Laute, und die Laute dienten nur dazu, den Sarg im tiefen Grab endgültig verschwinden zu lassen. Dann flog die erste Schaufel Erde hinab, ich hörte die Erde aufklatschen auf den Eichensarg, und ich zog meine Mutter ganz nahe ans Grab, und wir versuchten, jeder dann doch für sich, denn jetzt waren wir vor dem offenen Grab wieder getrennt, eine Schaufel Erde ins Grab zu werfen. Ich achtete aber nur darauf, daß die Erde auch den Sarg traf, sie sollte den Sarg treffen, doch die Schaufel bog sich in meinen Fingern zur Seite, und so rutschte die Erde ganz matt von der Schaufel, die ich schnell weitergab.

Dann nahm ich meine Mutter zur Seite, weit fort vom Grab, vier, fünf Schritte entfernten wir uns, und ich spürte die Erleichterung, die es mir bereitete, mich endlich von diesem Grab zu entfernen. Nun endlich nahm ich auch die anderen Trauernden wahr, es war ja nicht nur unsere Zeremonie, dies war vielmehr die Zeremonie für die Trauernden, ihnen allen mußte bestätigt werden, daß mein Vater nicht mehr lebte, und sie konnten sich davon überzeugen und es bestätigen, indem sie eine Schaufel ins offene Grab auf den Sarg warfen.

Und ich versuchte, mir die Gesten der Trauernden einzuprägen, zunächst die der Verwandtschaft, aber ich erkannte die bekannten Gesichter kaum wieder, es waren ganz andere, völlig entstellte Gesichter, und in diese Gesichter war die Angst gezeichnet, die Angst, die ich noch zu beherrschen glaubte, indem ich meine Mutter hielt, die dem Anblick des offenen Grabes entkommen zu sein schien.

Gott sei Dank, dachte ich nur, und ich wünschte, daß es jetzt bald vorbei wäre, man drückte uns die Hand, und während man auf uns einsprach, schaute ich mich noch einmal nach der Sonne um, deren bissige Strahlen ich als erstes gespürt hatte, als wir die dunkle und muffige Leichenhalle ver-

lassen hatten. Die Sonne war jetzt zu den fernen Flügeln hinübergewandert, sie schwebte dort erwartungsvoll über einem Kiefernwäldchen, und ich nahm mir vor, bald in dieses Wäldchen zu gehen, wie ich überhaupt von einer plötzlichen Gier ergriffen wurde, mich zu bewegen, zu gehen, weit zu gehen, denn dieses Stehen, Schleichen und Warten war nichts für mich.

So zog die lange Schar der Trauernden an uns vorbei, ich erkannte Vaters Kollegen, die Jahrzehnte mit ihm gearbeitet hatten, und dann wurden auch die Gesichter der Verwandten wieder deutlicher, diese scharf geschnittenen Familienporträts, wie sie längst in den dicken Fotoalben über die Jahre hin festgehalten waren, in all ihren Veränderungen. Zehn Geschwister hatte Vater gehabt, nur eine Schwester war noch am Leben, doch noch in den Nichten und Neffen waren die typischen Gesichtszüge der weit verstreut lebenden großen Familie zu erkennen, dazu die deutlichen Merkmale des Clans, das schlaksige, schwerfällige Gehen, die umständlich langsamen Bewegungen.

Wir standen lange, bis jeder seine Worte gesagt hatte, schließlich kamen auch die Dorfbewohner zu ihrem Recht, denn viele hatten Vaters Leben verfolgt und ihn schon als kleinen Jungen gekannt, wie er mit seinen Geschwistern auf den Feldern gearbeitet hatte. Mein Vater war mit seinen Geschwistern auf einem Bauernhof groß geworden, und wenn man jetzt den Friedhof verlassen und knapp eine halbe Stunde, erst bergab, dann ein kleines Flößchen entlang durchs Tal gegangen wäre, wäre man auf diesen Hof gestoßen, den es heute noch mit der dazugehörenden Gastwirtschaft gab.

Ein Vetter versorgte mit seiner Familie Hof und Gastwirtschaft, früher war mein Vater noch jeden Sonntag hinab in die Wirtschaft gegangen, denn mein Elternhaus und das Elternhaus meines Vaters lagen kaum eine halbe Stunde voneinan-

der entfernt, nur daß mein Vater sein Haus in die Höhe, gerade unterhalb des höchsten Punktes der Umgebung gebaut hatte, während sein Elternhaus tief im Tal lag, hineingeschmiegt in eine Schleife des kleinen Fließchens, in dem ich als Kind das Schwimmen gelernt hatte.

Ich suchte das Gesicht meines Veters, und endlich sah ich die großgewachsene Gestalt mit ernstem Gesicht und zusammengekniffenen Lippen in der Ferne stehen.

Die Sätze der Dorfbewohner galten vor allem meiner Mutter, und sie hörte sich diese kurzen Fragen und knappen Erzählungen an, freilich, ohne viel darauf erwidern zu können. Es war aber gut, daß all diese Sätze sie nun umspülten, denn jeder hatte eine andere Frage oder Erinnerung aufzutischen, und sie mochte all diesen Sätzen in der Eile gar nicht folgen können, während sie andererseits dazu beitragen mochten, sie von ihren Erinnerungen abzulenken.

Und so stand ich jetzt einen Schritt neben ihr, ich hatte sie freigegeben, wir hatten diese Zeremonie hinter uns gebracht, und nun warteten die schlimmen nächsten Wochen auf uns, und ich wußte nicht, wie es ausgehen würde.

Dann zerstreute sich die Schar der Trauernden und setzte sich langsam ab ins Tal, wo wir uns in einer Wirtschaft des Dorfes wieder begegnen würden. Meine Mutter aber wollte noch einmal einen Augenblick an das offene Grab zurück, und obwohl ich vor diesem Ansinnen kurz zusammenzuckte, nahm ich sie doch wieder und wir gingen noch einmal zu zweit an das offene Grab, und da schaute ich dann auf den kleinen Erdhügel, der sich bereits auf dem Eichensarg aufgetürmt hatte, und eine Hitzewelle schoß in mir zusammen, daß ich die Zähne fest, fester zusammenbeißen mußte, um nur still und ruhig dazustehen und meiner Mutter einen Halt zu geben.

Erst jetzt schluchzte sie denn auch plötzlich auf, und ich war auf diese Regung nicht vorbereitet, hatte ich doch schon

gehofft, daß alles vorüber sei, und so murmelte ich nur »großer Meister«, »großer Meister« in mich hinein, »ja hänselt mich nur«, dann krampfte ich meine Finger zusammen und schaute so, als könne mir dieses offene Grab nichts mehr anhaben, in das offene Grab hinein. Dann versuchte ich, meine Mutter vom Grab fortzuziehen, sie wollte aber nicht fort, sondern weiter am Grab stehen, und das hatte ich auch schon befürchtet. Wir hatten seit meinen Kindertagen an diesem Grab gestanden, meist zu zweit, und es waren Gänge zum Grab meiner Brüder gewesen, zu denen uns mein Vater nur selten begleitet hatte. Mein Vater hatte dieses Grab eher gemieden, aber jetzt, in dieser Stunde, hatte ihn dieses Grab eingeholt, und nun war er neben meinen Brüdern beerdigt worden.

Dann sagte ich nur, daß wir nun gehen müßten, weil man in der Wirtschaft des Dorfes auf uns warten werde, und ich versprach meiner Mutter ganz gegen meinen eigenen Willen, nach dem Leichenschmaus noch einmal mit ihr auf den Friedhof zu gehen. Ich wußte, es war ein Fehler, ihr das zu versprechen, wir würden in der Dunkelheit auf den Friedhof gehen, und es würde uns beiden schwer fallen, viel schwerer als diese letzten Stunden, aber ich hatte keine andere Idee, wie ich sie davon hätte abbringen können, nun immer länger schluchzend am Grab meines Vaters zu verweilen.

Ich bemerkte auch, daß sie damit zufrieden war, sie sagte aber nichts, denn wir konnten kaum miteinander sprechen, wie es überhaupt gefährlich war, miteinander allein zu sein.

So nickte ich nur noch einmal kräftig und zog meine Mutter mit aller Kraft vom offenen Grab weg, in der Hoffnung, dies werde das letzte Mal sein, daß wir diesem Anblick ausgesetzt wären.

Meine Mutter ließ sich fortziehen, sie blickte sich nicht einmal um, wie ich befürchtet hatte, und ich schaute mich erst recht nicht mehr um, »großer Meister«, dachte ich nur und

versuchte durchzuatmen, als hätte ich mich selbst überlistet und die anderen dazu ...

Später war es mir wahrhaftig gelungen, meine Mutter von dem Gedanken abzubringen, noch einmal an das offene Grab zurückzukehren. Der Leichenschmaus hatte sich immer mehr in die Länge gezogen, Abend war es schließlich geworden, ein kühler Vorfrühlingsabend mit jetzt schneidenden Winden, die einem keine Ruhe mehr ließen und alle in die Häuser trieben.

Mir aber war auch während des Leichenschmauses das Bild des offenen Grabes nur allzu gegenwärtig, dauernd tauchte es vor meinem inneren Auge auf, ich sah den kleinen Erdhügel auf dem versenkten Eichensarg, und es war mir, als müßte ich an diesem Bild noch etwas richten. Vielleicht hätte ich mit eigenen Händen den Hügel glätten müssen, glattstreichen, ein ebenen, oder ich hätte beginnen müssen, das offene Grab zuzuschaukeln, ganz allein, ohne daß mich einer bemerkt hätte. Jedenfalls war es nicht in der Ordnung, das offene Grab oben auf dem Friedhof zurückzulassen, es hätte einer hineinstolpern können, irgendwer hätte Schaden nehmen können, und ich hätte es zu verhindern gehabt.

So dachte ich, während ich mich mit meinen Verwandten unterhielt, sie wechselten immer wieder die Plätze und gruppierten sich neu, und die neu gruppierten Kreise begannen immer wieder mit ihren lauten Zurufen und Begrüßungen, den kräftigen Schlägen auf den Rücken, den Umarmungen, als hätten sie sich eine lange Zeit nicht mehr gesehen, oder als hätten sie eine große Gefahr mit vereinten Kräften überstanden.

Wahrhaftig war die Verwandtschaft meines Vaters so groß, daß sich die ganze Sippe selten zusammenfand, nur zu Kindstufen und Hochzeiten hatte man sich früher getroffen, jetzt aber waren die Beerdigungen dran, die Schwestern und Brüder

meines Vaters waren in beinahe regelmäßiger Folge gestorben, und mein Vater hatte es gerade noch geschafft, der vorletzte in ihrer langen Reihe zu sein. Meine Cousinen und Vettern lebten bis auf wenige Ausnahmen sehr weit verstreut, sie hatten beinahe allen Kontakt zur Heimat verloren, um so mehr erinnerten sie sich jetzt an die früheren Feste und betrachteten einander wie Weltwunder, die jedes Staunen wert waren.

Im großen Saal der Gastwirtschaft wuselten die Kinder meiner Cousinen und Vettern hin und her, unter den Tischen und Bänken hatten sie mit ihren Spielen begonnen, und die Erwachsenen nahmen sie nur wahr, wenn sie verschwitzt zwischen den Beinen der Sitzenden auftauchten, um sie auf sich aufmerksam zu machen.

Mich aber beschäftigten neben meinen Verwandten vor allem die Kollegen meines Vaters, die etwas abseits, in einer Ecke, still beieinander saßen und sich kaum etwas zu sagen wußten. Ich hatte mich an ihren Tisch gesetzt, und es war natürlich zu erwarten gewesen, daß sie nun von meinem Vater erzählten. Geradezu begierig war ich auf diese Erzählungen gewesen, jedes Wort wollte ich mir einprägen, aber sie ließen dann doch davon ab, vielleicht weil sie mir nicht zu nahe treten wollten. Und so erkundigten sie sich nur nach meinem eigenen Leben, jedes Detail meiner Geschichte schien sie zu interessieren, doch davon wollte ich jetzt nicht so ausschweifend erzählen, denn zu dieser Zeit hatte ich keine Geschichte mehr, jedenfalls wußte ich nicht, wie ich ihnen eine ordentliche Geschichte, die aus dem Dreiklang von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bestand, hätte erzählen sollen.

So schauten wir uns nur an, drehten unbeholfen unsere Gläser und hielten die beinahe stumme Erinnerung an den Toten aufrecht, bis einer der Kollegen, der meinem Vater als junger Meßgehilfe begegnet war, davon zu erzählen begann, daß mein Vater bei den Vermessungsarbeiten ein besonderes Fin-

derglück gehabt habe. Ich fragte ihn, von welchem Glück er spreche, und da erzählte er ganz flüssig, vielleicht froh, endlich in Schwung gebracht zu werden, daß mein Vater mehrmals Vögel gefunden habe, die durch Stromleitungen zu Tode gekommen seien. Mein Vater habe die Tiere mitgenommen, und er sei über jeden Fund froh gewesen, weil sich dadurch seine Sammlung vermehrt habe.

Daran erinnerte ich mich nun auch, ich erinnerte mich, daß mein Vater sehr oft verendete Tiere mit nach Hause gebracht hatte, einmal zu unser aller Entsetzen sogar einen Fischreiher. All diese Tiere waren ausgestopft worden und hatten ihren Platz in meinem Elternhaus gefunden, das obere Stockwerk, in dem ich meist übernachtete, war voll mit diesen starren Vogelgestalten, mit Eichelhähern, Sperbern und Falken, mit einem Bussard und zwei Eulen.

Während der ehemalige Meßgehilfe erzählte, blieben die Erinnerungsbilder meiner Kindheit plötzlich in meinem Kopf stehen, sie waren nicht vorwärts zu bewegen oder zu vertreiben, und so sah ich lauter Standbilder meines Vaters, meinen Vater in der Wohnungstür, lachend, einen matt herabhängenden Vogel in der Rechten. Ich versuchte sofort, mich an etwas anderes zu klammern, aber die Standbilder hatten sich in mir festgesetzt, und so saß ich nur noch mit offenem Mund herum, es war einer dieser mir bekannten Zustände autistischer Versenkung, die mir schon als Kind zu schaffen gemacht hatten. Ich erstarb, ich hörte meine Umgebung nicht mehr, auch Schmerzen empfand ich nicht, hatte mich in meiner Schulzeit doch einmal sogar ein Lehrer leicht auf die Wange geschlagen, um mich aus der eisigen Trance aufzuwecken.

Ich gab mir Mühe, mir nichts anmerken zu lassen, Gott sei Dank erzählte der ehemalige Meßgehilfe weiter, offensichtlich glaubte er, daß ich gespannt zuhöre, und so erfuhren wir, daß mein Vater auch viele Lockrufe beherrscht habe, zum Beispiel



Hanns-Josef Ortheil

Abschied von den Kriegsteilnehmern

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73409-2

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2005

In „Abschied von den Kriegsteilnehmern“ erzählt Hanns-Josef Ortheil von der Flucht eines jungen Mannes nach Amerika, wo er den Bildern von Krieg und Nachkrieg entkommen will, die ihn seit dem Tod seines Vaters obsessiv verfolgen. Zum Mississippi, nach New Orleans und in die Karibik führt diese immer manischer werdende und Schrecken auslösende Flucht, bis der Sohn wieder den Weg nach Europa findet, wo mit der Öffnung des Eisernen Vorhangs im Jahr 1989 gerade die „Vater-Epoche“ zu Ende geht. „Abschied von den Kriegsteilnehmern“ ist eine große Elegie auf die deutsche Nachkriegszeit: Ein Roman über Väter und Söhne, über Bilder und Vorbilder.

 [Der Titel im Katalog](#)